

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 8

Artikel: Weihnachtslichter und Bombensplitter
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weihnachtslichter und Bombensplitter.

Von Ernst Eschmann.

Es war am Sonntag vor Weihnachten. Ich fuhr mit guten Freunden nach Winterthur, um im frohen Kreise von jung und alt ein vorzeitiges Weihnachtsfest zu begehen. Es war kalt, und Schnee lag auf den Straßen. Eine empfindliche Bise wehte. Ein winterliches Treiben, wie es zum Ende des Jahres gehört.

Und doch, es war nicht leicht, von weihnachtlicher Stimmung mitgenommen zu werden. Auf den Straßen begegnete man Internierten in ihren graubraunen Mänteln.

Krieg! Es war Kriegszeit! Diese Fremden hatten furchtbare Erlebnisse hinter sich. Ihre Heimat war zu Boden gerungen worden. Mächtige Tankangriffe hatten Felder und Dörfer verwüstet, und Tausende von Häusern lagen in Schutt und Trümmern. Erschreckende Brände hatten zum Himmel gelodert. Aus dem Himmel hatte es Feuer geregnet, und ganze Quartiere waren von der Wucht explodierender Bomben zerstört.

Friede auf Erden! Durfte man an diese göttliche Botschaft glauben? Und doch, sie wurde in unsern Herzen lebendig. Denn, wohin das Auge schaute, blickte es in eine unverehrte Welt. Die Häuser standen sauber und schön da. Keines war noch getroffen und beschädigt worden. Freilich, wenn man in alle Stuben und Herzen hätte schenken können, wäre zu Tage getreten, wie auch der Krieg bei uns Wunden geschlagen hatte. Väter waren vom Dienste fürs Vaterland festgehalten; sie konnten nicht dabei sein, wenn der Lichterbaum bei ihren Lieben brannte.

Über, es lag noch Grund genug vor, dankbar zu sein. Denn einmal, in den schlimmen Mai-tagen, hatte es ausgesehen, als ob wir von einer Stunde auf die andere unsere angenehme Häuslichkeit verlassen müßten, ins Ungewisse hinaus, und niemand wußte, was uns bevorstand. Wir haben die kritischen Zeiten damals und einstweilen glücklich überstanden. Wir haben noch Frieden im Land.

So feiern wir Weihnachten.

Es wurde ein heiter-gemütlicher Nachmittag. Kerzen brannten an einem glitzernden Bäumchen. Köstlicher Tannenduft breitete sich in der Stube aus. Verwunderte Kinderaugen staunten in die Pracht und wußten nicht, was für ein liebliches Wunder sich erfüllt hatte. Es schien, daß sich für kurze

Stunden der Krieg mit all seinen Schrecken verborgen hätte, und Erinnerungen wurden wach an die Jugendzeit, da man selber noch als Kind Weihnachten gefeiert und die alten, lieben Lieder gesungen hatte. Und dabei gedachte man mancher, die damals dabei gewesen waren und uns beschont hatten. Längst sind sie von uns gegangen, und eine andere Welt ist heraufgekommen.

Was für eine Welt! Wo ist die Entwicklung zum Guten, die man dem Menschengeschlecht so gerne nachgerühmt hat? Wie steht's mit den Erfindungen der Besten und Klügsten? Haben uns die scharfsinnigen Entdecker nicht ein Danaergeschenk zu Füßen gelegt, das mehr Unheil als Segen in sich birgt? Was bescherte uns die Erungenschaft des Fliegens?

Aber nein! An Weihnachten grübelt man nicht! Wir arbeiteten uns mit aller Gewalt an die Sonnenseite des Lebens durch und freuten uns der leuchtenden Stunde und des Sterns der Liebe, der allen aufgegangen war.

So wurde es Abend. Nur zu schnell. Und man dachte ans Heimgehen. Man wollte nicht in die dunkle Nacht hineinkommen, in die ägyptische Finsternis, die ein trauriges Zeugnis des Krieges war. Die Bise hatte nicht aufgehört. Mit unverminderter Kraft fegte sie über die Straßen und wirbelte körnigen Schnee mit, daß er einem den Atem benahm und die Kälte an Nase und Ohren bis. Man schäkerte sich glücklich, am Bahnhof angelkommen zu sein und einen warmen Winkel im Wagenabteil gefunden zu haben.

Viel Volk war unterwegs. Ein langer Zug stand bereit. Und gleich eilte er davon, in die winterliche Nacht hinaus. Wir kamen gut vorwärts und freuten uns, bald wieder in der Stadt zu sein. Oerlikon und den Tunnel hatten wir bereits hinter uns, auch die Station Wipkingen. Jetzt fuhren wir auf dem langen Viadukt.

Da, was geschah? Ein großes Feuer zischte aus der Tiefe auf, und dort, auf der andern Seite, mitten im Gewoge der Häuser, noch eins. Ein Donner! Zugleich prasselte auf unser Wagedach ein Hagel von kleinen Stücken. Der Zug stand mit einem Rucke. Voll Entsetzen und fragend schauten sich die Passagiere in die Augen.

Was war geschehen?

Und was brachten die nächsten Augenblicke?

Die elektrische Leitung über uns war geborsten. Nicht lange darauf vernahmen wir die Signale der Feuerwehr. Sie rasselte durch die Straßen. Und wirklich, fast zu unsfern Füßen, in der Tiefe brannte es. Aber es war kein großes Feuer. Als ob in einer kleinen Fabrik noch gearbeitet würde.

Und langsam kamen wir zur Besinnung, eins ums andere. Ein Schrecken lähmte die Glieder.

„Bomben?“

„Ein Bombenangriff auf das friedliche Zürich!“

„Woher kam er?“

„Und die Stadt war noch nicht verdunkelt!“

„Und an der Grenze befanden wir uns nicht!“

„Ein seltsamer Irrtum! Ein Rätsel!“

Niemand wurde klug.

Wir blieben auf dem Viadukt.

Bange Minuten verstrichen.

Etliche traten auf die Plattform des Wagens ins Freie. Man sah, wie in der Tiefe Leute herbeiliefen, um nach dem Brandherd zu schauen. Man rief hinunter. Das Wort „Trichter“ fiel.

Ein ominöses Wort!

Aufgeregte Kondukteure eilten durch die Wagen. Unendlichen Fragen hatten sie standzuhalten. Aber sie wußten selber nichts Bestimmtes.

„Es könnte ein Bruch in der elektrischen Leitung sein, eine Explosion, und dort, die aufsteigende Flamme ein Defekt in der Kraftzentrale!“

„Aber, was hatte der Hagel auf unsren Wagen zu bedeuten?“

Zum Glück hatten die Wagenfenster nicht daran glauben müssen. Und die hellen Lampen an der Decke brannten.

Immerhin, ungemütlich genug war's, bei dieser unabgeklärten Lage der Dinge just auf dem Viadukt festgehalten zu sein. Wie lange noch?

Mehr als eine halbe Stunde war verstrichen.

Und noch eine Viertelstunde dazu.

In der Stadt wurden die Lichter ausgedreht. Zeit der Verdunkelung. Die Vorhänge unserer Fenster mußten heruntergelassen werden.

Und längst sollten wir zu Hause sein! Immer warteten wir noch über den Gewölben der Brücke.

Wenn neue Bomben fielen — was geschähe mit dem Zug, mit uns?

Solche Überlegungen durste man sich nicht machen.

Es war gut: in unserm Abteil hatte niemand den Kopf verloren. Ja ein Galgenhumor wurde laut. Jungvölk, das über den Sonntag nach Hause gefahren war, kehrte in die Stadt zurück, um morgen früh gleich bei der Arbeit zu sein.

In andern Wagen war die Stimmung fataler, wie die Beamten berichteten.

Frauen schluchzten. Angst machte ihr Herz klopfen.

Von Zeit zu Zeit suchte einer unserer Mitpassagiere, der im Freien nach Neuigkeiten gefahndet hatte, seinen Platz wieder auf.

„Was ist's?“

Er schüttelt nur den Kopf.

Noch vor wenig Stunden waren wir von weihnachtlichem Glanz umgeben gewesen: O du fröhliche, o du selige, o du gnadenbringende Weihnachtszeit! Verstummt waren die Klänge, wie ausgewischt das Bild. Der gleiche Augenblick hätte uns alle hinwegnehmen können.

Glück muß man haben.

Was hatten vor einer Woche die Basler erfahren! Blutige Opfer hatte der Angriff gefestet. Ein Flieger, der irrtümlicherweise über Gelände unserer Heimat geraten war, hatte es gestört und Tausende in Schrecken versetzt.

Und über die Friedensinsel fegte der Krieg. Boecklin hat das Bild mit erschütterndem Realismus gemalt. Die veränderte Zeit hat ihm nur neue Farben und technische Details geliehen.

Wir atmeten auf. Die Flammenzeichen sanken in sich zusammen.

Meldung kam, wir dürften den Zug verlassen und den Weg zu Fuß nach der Station Wipkingen zurücklegen.

Ein Vorschlag, der Erleichterung brachte. Und doch war es kein verlockendes Unternehmen, den Schienen entlang zu gehen, über die Limmat hinweg.

War die Strecke gesäubert?

Lagen keine Blindgänger zerstreut?

Während wir uns anschickten, den Gang zu tun und — noch in den Wagen — uns vorwärts schoben, kam die Meldung, eine Dampflokomotive stehe bereit, die übrigen in den Hauptbahnhof zu holen. Gerne machten wir uns diese Möglichkeit zunutze. Sachte, sachte ging's über den südlichen Flügel der langen Brücke hinweg und in einem Bogen nach den Gleisen des Bahnhofes. Es brachte Erleichterung, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Und als wir mit rund einer

Stunde Verspätung in die Halle einfuhren, taten wir einen tiefen Atemzug: Gottlob! Wir fühlten uns schon halb daheim. Jetzt hofften wir auf klare Angaben über das Vorgefallene. Niemand wußte etwas Bestimmtes. Vermutungen gingen um. Gerüchte machten schon die Runde.

Und einer hatte im Vorbeifahren gesehen, wie die Mauer eines Hauses eingestürzt war, da, wo die erste Bombe gezündet hatte.

Draußen auf dem freien Platz herrschte Dunkelheit. Wie Schatten huschten die Menschen aneinander vorbei. Ein reges Leben pulsierte.

Ich wartete auf ein Tram.

Umsonst!

Zehn Minuten mochten vergangen sein.

Da vernahm ich, daß keine Wagen verkehrten. Die Stadt hatte vor einer Stunde Alarm gehabt. Und wirklich, da standen sie, die Wagen, da und dort auf der Strecke, wo sie vom „Halt“ ereilt worden waren.

So lief man auf Schuhmachers Rappen. Aber etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Es war, als schliche ein Fieber durch die Gassen. Selten einmal singt man ein Wort auf. „Dort hat's eingeschlagen, und dort!“ „Es brennt in einer Fabrik.“ Und weiter huschte der Schatten.

Um die Wirtstische brandete eine geschwätzige Aufregung.

Nein, ich wollte mich nicht mitreissen lassen

durch die gefährliche Woge wild wuchernder Behauptungen.

Ins Freie!

Wie Blitze zuckte es durch die Nacht. Taghell war der Himmel auf Sekunden erleuchtet.

Als ich die Haustüre geschlossen hatte, war mir, als liege der Alpdruck nicht mehr so schwer.

Aber schlafen!

Wie hätte man sogleich den Schlaf finden können!

Dann wischte der Schlummer doch die unheimlichen Stunden des verstrichenen Tages aus.

Morgen um sieben Uhr verkündigte der Radio in wenig Säzen, daß Zürich einem Bombenangriff ausgesetzt gewesen war.

Dann trafen die Zeitungen mit den ersten Nachrichten ein.

Sie brachten schon Bilder.

Unsichere mündliche Meldungen fanden ihre Bestätigung. Ja sie sagten noch mehr, als man im ersten Schrecken sich ausgemalt hatte. Und mir ward zu Mut wie dem Reiter über dem Bodensee, den erst das Entsezen ergriff, als er gewahr wurde, die größere Gefahr und die trügerische Eisfläche bereits hinter sich zu haben.

Wenn sich der Abgrund geöffnet hätte!

Auch ich hatte am Abgrund gestanden, und so nah hatte uns alle der Tod mit seinem schwarzen Flügel gestreift.

Mehr Licht!

„Mehr Licht!“ rief Goethe aus, als er sterbend sein weises Haupt niederlegte. „Mehr Licht! Mehr Wärme! rufen auch wir, wenn wir vielleicht in schlaflosen Nächten ruhelos hin und her wandern, um warm zu bekommen. Wir können uns ja — das Gas ist glücklicherweise noch couponfrei! — einen Kräutertee brauen. Der wärmt unsere erstarrten Glieder ein wenig. Aber nachher? Wir frieren noch mehr! Die „Zeitläufte“ bringen es mit sich.

Von der Laube aus schaue ich hinaus in die dunkle Nacht. Nirgends schimmert ein Lichtlein, schneiger Regen tropft auf das Land. Und doch: Ein Tag war in meinem Leben, da sah ich im Berner Stadttheater Tolstois Stück „Und es leuchtet ein Licht in der Finsternis!“ Moissi, der sein ganzes „ich“ in die Rolle des Tolstoi zu geben vermochte, wirkte mit seinem glänzenden Spiel faszinierend auf uns. „Und es leuchtet ein Licht in der Finsternis!“

Trotzdem! Trotz seinem schwersten Schicksal!

Und uns?

Kann es auch uns noch leuchten? —

Immer noch starre ich hinaus in die dunkle Welt. Aber mir ist, als höre ich eine Stimme rufen: „Es werde Licht!“

In mir beginnt es hell zu werden. Ich erlebe die Schöpfung: „Der Tag scheidet sich von der Nacht.“ Der Jura beginnt sich abzuheben vom Flachland. Bäume, ganze Wälder wachsen aus dem Boden. Die Alare rauscht ihr altes Schlummerlied. Häuser bauen sich in das Bild.

Es schlägt sechs Uhr von den Kirchtürmen. Überall blicken die Lichter auf. Künstliche Lichter. Aber auch in mir ist es wieder hell geworden. Moissis Verkündung wirkt nach. Still und beglückt beginne ich die Arbeit des neuen Tages. Seht! wie es vor uns aufleuchtet durch alle die finstern Tage und Nächte!

E. R. D.